

Bauer und Arbeiter

Autor(en): **Tscharner, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **16 (1922)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie muss es tun, weil wir gerade um ihre Befreiung und ihr wahres Wesen ringen müssen, um eine Erneuerung ihrer Beziehung zum Manne und zum Kinde von Gottes Geist und Schöpfungswillen her, und somit um ein Ziel, das vielleicht das Grösste ist, um das Erlöstwerden der menschlichen Gemeinschaft an ihren tiefsten, verborgensten Quellen. Wenn da nicht Liebeskraft göttlicher Art aufbricht, wenn hier nicht Befreiung geschieht und Gott wieder bei den Menschen wohnen kann, hilft uns alle Gemeinschaftsarbeit nichts.

So braucht die Menschheit heute die Frau im besonderen, und braucht sie schlechthin. Sie braucht die befreite Frau, die Mensch im tiefsten Sinne ist, Gottes Kind und Ebenbild und niemandem untertan und zu Gefallen; «ein Herr aller Dinge durch den Glauben». Und die doch ganz Frau ist, im Dienen ihre Krone findet, «jedermann untertan durch die Liebe».

Dora Staudinger

Bauer und Arbeiter¹⁾

Wenn ein Pfarrer eines Schweizerdorfes am Palmsonntag seine Konfirmanden entlässt und sie der sogenannten Schule des Lebens übergibt, muss ihm wohl sicher seltsam zumute sein beim Gedanken an das künftige Leben dieser jungen Menschen. Und gerade wenn sie ihm lieb und teuer sind, mischt sich mit seiner Freude und seinem Stolz über «seine» Konfirmanden eine gewisse Wehmut und Besorgnis. Jetzt noch sind die Einzelnen, bei allen Unterschieden des Individuums, einander noch sehr ähnlich. Die meisten sind — kommen sie aus noch so verschiedenen Familien — ihm gegenüber schüchtern, aber doch zutraulich. Aber nun wird das bald anders werden. Vielleicht die meisten dieser jungen Leute bleiben daheim und werden schliesslich Bauernfrauen und Bauern. Einige von ihnen aber gehen dem Verdienst nach und landen schliesslich, nachdem sie auf hochfliegendere Pläne verzichten mussten, in der Fabrik an irgend einem Ort, Gott weiss wo.

Ist nun dieser Landpfarrer der tiefen Tragik sich wohl bewusst, die darin liegt, dass die verhängnisvolle Linie, welche Bauern und

¹⁾ Erstes Votum zum Thema «Stadt und Land» am Ferienkurs in Zürich, 27. September 1922.

Arbeiter voneinander in zwei feindliche Lager trennt, eigentlich fast mitten durch seine Konfirmandenschar geht? Und wenn er bei eidgenössischen Abstimmungen, wie die über die Lex Häberlin etwa, seiner Konfirmanden gedenkt, so wird er gewahr, dass die Schar nun ganz auseinandergerissen ist. Die Mädchen fallen da sowieso ausser Betracht, sie dürfen ja nicht stimmen. Und die Knabenschar hat sich bald nach den verschiedenen Parteirichtungen zerstreut, und vielleicht sind gerade die intimsten Freunde von ehemals nun zu scharfen politischen Gegnern geworden, wahrscheinlich zwar, ohne dass sie sich dieser Situation bewusst werden. Sie wissen jetzt nicht mehr viel voneinander; der persönliche Kontakt ist verloren gegangen bei den Schicksalen und Zufällen des Lebens.

Verfolgen wir ein wenig diese Schicksale und Erlebnisse der einzelnen Konfirmanden. Und gehen wir zunächst der Lebensbahn der Bauernfrauen und Bauern unter dieser Schar ein wenig nach.

Da können wir vor allem keine grossen Sensationen und Erlebnisse konstatieren. Die Möglichkeit für abenteuerliche Ereignisse ist ja im Bauernleben äusserst gering. Dieses Leben wickelt sich in sehr einfacher Weise ab. Alles, was da passiert, ist beinahe selbstverständlich, alltäglich. Hier diktiert kein Mensch und Vorgesetzter, was nun kommen muss. Hier diktiert die Arbeit. Aus der Arbeit kommt man nie heraus. Kaum ist eine Arbeit fertig, so wartet schon eine andere, die unbedingt verrichtet werden muss und nicht aufgeschoben werden darf, ihrer Erledigung. Bei den Bauernsöhnen ist vor allem das Füttern des Viehes da als der ewige, ununterbrochene Takt der Arbeit, nach dem man sich richten muss, ob man wolle oder nicht. Das Vieh ist etwas Lebendiges und will morgens und abends seine Pflege haben. Da hat der Bauer gar keine Wahl. Und selbst der rohste Bursche bringt es nicht übers Herz, einmal zu streiken und das Vieh sich selber zu überlassen. Er mag noch so verroht sein, einen solchen frechen Streik wird er als eine unerhörte Treulosigkeit empfinden, und sein Gewissen treibt ihn zur Arbeit. Die Tiere sind ihm anvertraut, und es liegt etwas Rührendes darin, dass er zu ihrem Wohle selbstverständlich seine Freiheit opfert, ja sogar ohne sich eigentlich dessen bewusst zu sein; einfach aus einem dunklen Drange nach Fürsorge heraus.

Auch die Mädchen erhalten ihre Befehle zur Arbeit nicht von ir-

gendwelchem Menschen diktiert. Auch ihnen diktiert die Arbeit selbst. Die Arbeit schaut sie flehend an und wartet auf die fleissige Hand, die alles verrichtet und in Ordnung bringt. Dabei spielt fast überall das Wetter eine entscheidende Rolle: beim Bohnensetzen und Jäten, beim Häufeln der Kartoffeln, bei der Rebenarbeit und beim Gartenspritzen, bei der Hühnerpflege und beim Heuet, — alles ist von Wetter und Wachstum abhängig. Immer ist es sehr wichtig, dass man die richtige Zeit nicht verpasst. Wenn man bei der Pflanzen- und Tierpflege nicht auf die verschiedensten Umstände acht gibt, so geht Vieles zugrunde, man hat Schaden und vergebliche Arbeit. Die Pflanzen müssen verdursten, weil man ihnen nicht zur rechten Zeit Wasser gab; das Unkraut wächst auf, entwickelt Samen und sendet diesen Samen mit dem Winde nach allen Richtungen hin und in die Aecker der Nachbarn, weil man den Kampf mit ihm nicht rechtzeitig und intensiv genug begonnen hat. Die Raupen fressen den Kohl, die Hühner legen die Eier in fremde Nester, und die Katze verlegt sich aufs Stehlen, weil man ihr nichts gibt. So rächt sich alle versäumte Arbeit auf Schritt und Tritt. Bauer und Bäuerinnen müssen immer an sehr Vieles denken, denn der Bauernbetrieb ist ein feiner Organismus und verlangt Umsicht, Wachsamkeit und eine geschickte Hand, also gar nicht etwa bloss rohe Gewalt, die der dümmste Mensch ohne weiteres verrichten kann. Einzelne Arbeiten der Tier- und Pflanzenkultur gleichen direkt wissenschaftlichen Forschungen und Experimenten. Der Bauer ist gewissermassen nur der Diener und zugleich freilich auch der Nutzniesser der Natur. Er muss scharf beobachten und dann zu gegebener Zeit in den Prozess der Natur richtig eingreifen. Denken wir z. B. nur ans Beschneiden der Obstbäume oder an die Bienenzucht. Man kann vielleicht einwenden: das Füttern des Viehes aber sei z. B. doch eine bloss mechanische Arbeit. Das Futtereinwerfen, Misten und Melken erfordere lediglich Körperkraft. Aber auch das ist nicht wahr. Während dieser Tätigkeiten muss der Bauer seine Tiere genau beobachten: ihr Fressen und Trinken, ihr Benehmen, die Milch und die Stalltemperatur, dies alles muss kontrolliert werden. Ja, man ist fast versucht zu sagen, der Bauer im Stalle gleiche eher einem Lehrer, der seine Schülerschar beaufsichtigt, als einem Fabrikarbeiter an seiner Maschine. Denn er hat es, wie der Lehrer, mit l e b e n d i - g e n Wesen zu tun.

Wir sagen darum noch einmal: alle Bauernarbeit absorbiert viel Aufmerksamkeit und Intelligenz. Das Wesentliche und auch das Allerschönste an ihr ist dies: Der Ansporn zur Arbeit geht von den Sachen selber aus. Die Natur der Dinge gibt dem Menschen die stummen Befehle zur Arbeit. Und der Mensch lässt sich bekanntlich von der Natur viel lieber befehlen, als von seinen Mitmenschen. Immer sieht der Arbeiter in der Landwirtschaft die Notwendigkeit dieser bestimmten Arbeit sofort ein. Beim Arbeiter in der Industrie hingegen steht die Sache sehr oft wesentlich anders.

Merkwürdigerweise und zu unserer grossen Freude ist das nun genau das, was alle grossen Erzieher und auch die besten Pädagogen der Gegenwart ersehnen und erstreben: *e i n e E r z i e h u n g d u r c h A r b e i t*! Die Selbstbetätigung der Menschen muss angeregt und dann gepflegt werden. Die moderne Arbeitsschule will den Kindern nur *s o l c h e* Dinge in die Finger geben, die sie zur Betätigung und Arbeit anregen. Man appelliert an den Tätigkeitstrieb der Kinder, und das ist eine sehr weise Erziehung, die dies tut. Im landwirtschaftlichen Betrieb finden wir nun diese moderne Arbeitsschule eigentlich schon verwirklicht. Und es ist gar kein Zweifel: Diese bäuerliche Schule der Arbeit wirkt sehr wohltätig. Die bäuerliche Tüchtigkeit, die Gründlichkeit und der solide Lebenswandel, und überhaupt die meisten Vorzüge und Tugenden, die der Bauer nun tatsächlich vor dem Arbeiter voraus hat, — sie stammen von seiner vorzüglichen Schule der Arbeit her, in der er lebt, und die ihn vor vielen Ablenkungen und Verirrungen bewahrt. Selbst ein Mensch mit starken Neigungen zu Ausschweifungen findet als Bauer keine Zeit für sie. Die Arbeit drängt ihn und treibt ihn an, und schliesslich macht sie ihm auch Freude. Da der Sprechende Schulmeister ist, ist ihm hier ein Vergleich besonders naheliegend: Der Bauer mit einem Hang zu Ausschweifungen befindet sich genau in der Lage eines Schülers, und zwar desjenigen Schülers, der zwar wohl Freude an Schabernack und am Possenreissen hat, der aber im Momente eine Arbeit hat, die er gerne tut und die ihn ganz absorbiert, sodass er gar nicht dazu kommt, hinter dem Rücken des Lehrers etwas anzustellen.

Damit haben wir aber auch schon die Kehrseite dieser so glücklichen erziehenden Arbeit gestreift. Tatsächlich hat gerade der Bauer in dieser Beziehung oft des Guten zuviel, d. h. ein zu grosses Mass sol-

cher Arbeit. Er ist zu stark angespannt und bekommt zu wenig die Freiheit zu spüren. Er kann nicht Ferien machen, er kann nicht fortreisen, er kommt zu wenig unter andere Leute. Er wird durch die Arbeit, die immer drängt, verhindert und kann den persönlichen Verkehr mit andern Menschen zu wenig pflegen. Er hat zu wenig Geselligkeit und ist viel zu viel für sich. Dieser Umstand hat wohl auch sein Gutes, aber vor allem auch starke Nachteile. Eine gewisse Bewegungsfreiheit kann wohl zum Missbrauch derselben führen, aber der Mensch hat diese Freiheit und Ungebundenheit trotzdem bitter nötig, wenn er sich herrlich entwickeln und viel Gutes leisten soll.

Erstens ist es einmal für die geistige Entwicklung jedes Menschen nötig, dass er viel mit andern Menschen zusammenkommt und mit ihnen Freundschaft pflegt. Und wenn er mit Menschen in Berührung kommt, die anders geartet sind als er, so ist das just sehr gut. Sein geistiger Horizont wird dann weiter, er lernt fremde Ansichten verstehen und kann seine eigenen zurechtgelegten Anschauungen noch rechtzeitig korrigieren. Wir alle müssen ja unsere Urteile über dies und das beständig berichtigen, weil uns andere Leute auf Sachen aufmerksam machen, an die wir bei unserer Beurteilung nicht gedacht hatten. Gemeinschaft mit Leuten, die einem andern Milieu entstammen, ist für jeden von uns immer ein grosser Segen, der uns vor groben Verirrungen bewahrt, vorausgesetzt natürlich, dass wir offene und ehrliche Aussprache pflegen. An diesem Umstand merken wir es sehr deutlich, dass der Gottesplan mit uns Menschen auf eine Gemeinschaft hinzielt; dass Gott uns nicht als Einzelne und Einsiedler will. Wenn wir Gemeinschaft haben untereinander und dabei unsere Fehler und Mängel gar nicht etwa zu verbergen uns bemühen, so können wir viele Irrtümer in gegenseitiger Hilfe überwinden. Das ist eine grosse Verheissung. Wenn wir aber stolz und eingebildet sind und uns den Luxus einer höchstgehenden, irrtumsfreien Meinung leisten wollen, so legen wir sofort bei religiösen, pädagogischen und politischen Problemen viel zu kleine oder gar falsche Masstäbe an. In der Gemeinschaft aber ist's besser: Einer korrigiert und ergänzt den Andern, Einer trägt des Andern Last.

Und nun noch ein Zweites: Pestalozzi hat das treffliche Wort geprägt: «Allzu fleissig sein, macht böse». Dieser Gefahr ist nun der Bauer bei all seiner wertvollen Arbeit ausgesetzt. Weil er durch die

Erziehung der Arbeit sehr glücklich um viele Gefahren und Versuchungen der Freiheit herumkommt, wird er leicht allzu hart in der Beurteilung derjenigen Mitmenschen, die den Versuchungen unterliegen. So erwacht leicht eine gewisse Selbstgerechtigkeit in seinem Herzen. Wer nicht so brav, so fleissig und eifrig bei der Arbeit ist wie er, wird streng verurteilt. Und gerade wenn es Arme und Arbeiter sind, die Schwächen und Fehler haben, so erregen sie seine besondere Missbilligung; denn wenn man arm ist, sollte man noch ganz besonders tugendhaft sein.

Der Bauer muss hart arbeiten, und er hat erst noch den Eindruck, andere Volkskreise estimieren seine Arbeit nicht und schätzen sie nicht gerecht ein. Das hinterlässt bei ihm eine Bitterkeit. Er ist aber dennoch weiter fleissig und sogar auf dem besten Wege, ein Sklave seiner Arbeit zu werden. Seine Aufgeschlossenheit und sein Interesse erschaffen aber fast naturnotwendig, je intensiver er sich der Arbeit widmet. Uns erginge es genau gleich.

Diese Gefahr einer Sklaverei der Arbeit ist den Menschen eigentlich ganz früh bewusst geworden. Schon die Schöpfungsgeschichte erzählt ja, dass sogar Gott, der Schöpfer aller Dinge, am siebenten Tage ausruhte von seiner Arbeit. Bei den Israeliten entstand so der Sabbath als ein Damm gegen das Versinken in Arbeit und Geschäftigkeit. Sicher hat Gott das so gewollt. Denn bei zu grosser Geschäftigkeit verschwindet in uns der Geist der Ehrfurcht und der Anbetung.

Wir können hier gleich noch hinzufügen: Die moderne Bewegung zur Verkürzung der Arbeitszeit entspringt genau den gleichen Bestrebungen: Sie will so wenig als das vierte Gebot etwa eine grosse Faulenzerei züchten. Sie will bloss vermeiden, dass der Menschengeist durch ein zu grosses Mass von Arbeit eingeengt oder gar erdrückt werde.

* * *

Kehren wir nun zur anfangs erwähnten Konfirmandenschar zurück und verfolgen wir den Weg eines Konfirmanden, der schliesslich nach einigem Unglück zum Fabrikarbeiter wird. Da sehen wir auf den ersten Blick, dass sein Verhältnis zur Arbeit ein total anderes ist als das seines bäuerlichen Kameraden. Wir sehen zunächst wichtige Vorzüge, die er vor dem Bauernsohn voraus hat.

Einmal geniesst er, seitdem der Achtsturentag eingeführt ist, eine

grössere Freiheit. Sind die acht Stunden vorüber, hat er sich um nichts mehr zu kümmern; er ist frei, ledig und los. Er hat auch Geld im Sack. Und er kommt täglich mit mehr als hundert Menschen zusammen, während der Bauernsohn immer nur mit denselben vier bis fünf Menschen zu verkehren hat. Der Arbeiter wird aufgeschlossener, er sieht und hört viel, er hat Abwechslung in der Kameradschaft und Gesellschaft. Sein Milieu entwickelt ihn zu einer geselligen Natur. Dem Bauer mangelt eine gewisse Ungebundenheit und Geselligkeit, die er nötig hätte. Der Arbeiter ist in dieser Beziehung besser dran.

Aber umgekehrt, im entscheidenden Punkte, nämlich bei der Arbeit, da ist der Bauer besser dran. Er arbeitet, wie wir schon gesehen haben, in einem feinen Organismus, der voll von Ueberraschungen und Abwechslung ist. Und diesen interessanten, lebendigen Organismus darf er leiten und dirigieren nach seinem Willen. Eine solche Arbeit macht Freude. Wie ganz anders ist die Fabrikarbeit! Stumpfe, eintönige, mechanische Arbeit! Hier lebendige Pflanzen und Tiere, — dort Maschinen, Räder, Messer, Dampf und Russ. Hier Arbeit im freien Feld und unter dem eigenen Dach, — dort Arbeit in der fremden Fabrik bei Staub und Lärm. (Fabrikarbeiter sagen, der grosse Lärm der Fabrik gehöre zum Unerträglichsten dieser Arbeit.) Hier sein eigener Herr und Meister, — dort Diener einer Maschine. Hier Arbeit in einem Organismus, — dort Arbeit in einem schrecklichen Mechanismus.

Aber all diese Schlagwörter vermögen den Unterschied zwischen der Arbeit des Einen und derjenigen des Andern doch nicht erschöpfend zu kennzeichnen. Von einer Freude an der Arbeit kann beim Fabrikarbeiter natürlich keine Rede sein. In diesem unübersehbaren Mechanismus wird er sich immer fremd und unglücklich fühlen. Die ganze Einrichtung geht ihn im Grunde genommen nichts an. Er kommt nur wegen des Geldes hierher. Sein Tätigkeitstrieb wird hier nicht angefacht durch die Natur der Dinge, im Gegenteil, das ewige Einerlei tötet allen Betätigungsdrang in ihm. Die Dinge, die er produziert, sieht er nicht einmal in ihrem Endzustand. Er kennt weder ihren Verkaufspreis, noch ihre Käufer. Diese Dinge sind ihm verhasst und seine Arbeit ebenfalls. Niemand kann ihm deswegen einen Vorwurf machen. Solche Arbeit tut man eben nur in einer Zwangslage.

Ein Schaffhauser Pfarrer sagte mir einmal: Jedesmal, wenn er an den Eisenwerken im Mühletal vorbeigehe, müsse er Gott dafür danken, dass er nicht tagtäglich da hinein müsse, um da drinnen sein Brot zu verdienen. Auch Bauernsöhne, die die Fabrikarbeit kennen, verabscheuen solche Arbeit. Dann kommen noch Wohnungsnot und das Gespenst der Arbeitslosigkeit als weitere dunkle Punkte hinzu. Kurz: der Arbeiter ist eben ein Entwurzelter und Heimatloser geworden, der vor allem keine befriedigende Arbeit hat. Aus diesem Umstand erklären sich sozusagen alle Fehler, die die Bauern den Arbeitern vorzuwerfen haben: unsolider Lebenswandel, Arbeitsscheu, Unzufriedenheit und Genussucht. Trotz aller harten Mühe hat der Bauer wenigstens das Eine: eine befriedigende Arbeit. Und trotz allen Fortschritten der Arbeiterbewegung fehlt es den Arbeitern am Einen und Wichtigsten: an einer befriedigenden Arbeit.

Für das Wohl der Arbeiter muss darum das Schweizervolk eine ganz besondere Sorge haben; denn diese Leute sind unselbständig, ihr Verdienst ist unsicher, ihre Arbeit ungesund, eintönig und ohne jeden Reiz. Wenn diese Leute unzufrieden und gereizt sind, so sind sie durch die Verhältnisse so geworden, und wenn sie eine Revolution herbeiführen wollen, so ist das nur ein Zeichen dafür, dass ihre Lage unerträglich geworden ist. «Nur da entsteht Revolution, wo man die Reformen vergisst», hat einst Jeremias Gotthelf gesagt. Diese Erkenntnis muss nun in die Bauernschaft hineingetragen werden. Reformen wirtschaftlicher Natur sind nötig, sonst müssen immer mehr Leute entweder von der Wohltätigkeit leben, oder zugrunde gehen. Der Gedanke, dass immer grössere Summen Geldes für die Wohltätigkeit nötig werden, und dass man trotz allem die Quellen des Elendes nicht zu stopfen vermag, ist auch für die Bauern unerträglich. Denn aus Bauernkreisen ist in den letzten Jahren viel Geld für Wohltätigkeitszwecke geflossen. Sie werden zur Einsicht kommen, dass da etwas geschehen muss. In seinem kleinen Kreise weiss der Bauer sehr gut, was eine richtige Fürsorge eigentlich ist. Seine Fürsorge fürs Vieh haben wir erwähnt. Aber auch in der Fürsorge für Familienglieder und Verwandte, für arme Leute des Dorfes, für bedürftige Ferienkinder und für Kranke kann eine einzige Bauernfamilie in einem Jahre Bewunderungswürdiges leisten. Wenn z. B., um nur einen Fall zu nennen, ein Bauer mit zehn eigenen Kindern

doch noch auf einmal 20 Fr. für die Wienerkinder hergibt, so bedeutet das etwas. Und wenn es nun solchen Bauern einmal ganz klar wird, dass der Sozialismus eigentlich nichts anderes ist als eine Volksfürsorge im ganz grossen Stile, dann werden auch sie für den Sozialismus gewonnen sein. Diese Volksfürsorge im grossen Masstab will freilich nicht mit Liebesgaben sich behelfen und den Weg der Wohltätigkeit beschreiten. Denn blossе Wohltätigkeit wäre nicht nur ganz unzureichend, sie würde geradezu verderbliche Wirkungen haben. Die Volksfürsorge des Sozialismus will vor allem jeden Einzelnen zu einer rechten Arbeit verhelfen, an der er Freude hat, weil sie nützlich ist. Wer aber nicht mehr arbeiten kann, für den wird gesorgt, gerade in der gleichen Weise wie der Samariter im Gleichnis für den Geplünderten und Geschlagenen gesorgt hat. Es ist sehr bezeichnend: der Samariter gab ihm keine Almosen, aber er tat ihm alles zulieb, was er konnte, ohne dabei an seinen Zeit- und Geldverlust zu denken. Das ist Fürsorge!

Wenn wir bei Bauern immer wieder den Trieb zur Fürsorge aufblitzen sehen, so erwacht in uns unwillkürlich eine Hoffnung und Zuversicht: Diese Leute können nicht für ewige Zeiten Feinde des Sozialismus bleiben, auch wenn sie sich heute noch so sehr über den angeblichen Sozialismus entrüsten.

Und wenn wir darüber nachdenken, was wir in der Schweiz alles verwirklichen können, sobald Bauern und Arbeiter vereint eine Volksfürsorge im grossen Stile erstreben, dann wächst unsere Sehnsucht nach sozialistisch gesinnten Bauern. Wir denken daran, wie bei uns mit Hilfe von solchen Bauern eine gesunde Steuerreform, Kranken- und Altersversicherungen, ein reiches Netz von nützlichen Genossenschaften und Siedlungen nur noch eine Frage der Zeit sein werden. Denn in diesen Sachen herrscht zum Glück kein natürlicher Gegensatz zwischen Bauern und Arbeiter (wie etwa in Zoll- und Preisfragen). Sozialversicherungen, gerechte Steuern und Genossenschaften sind gemeinnützige Einrichtungen, die bei Beiden nur Gutes stiften und einen gewissen Wohlstand bringen können. Die Bauernschaft ist heute in einer Krise. Möge sie als Heilmittel für sich einen Sozialismus der gegenseitigen Hülfe aller Stände wählen!

Und wir sagen: «Es muss endlich doch gelingen», trotzdem die bisherigen Erfahrungen und unsere eigene Unfähigkeit uns leicht mutlos werden lassen. J. Tschärner

Die Entscheidung vom 24. September¹⁾

Wenn diese Zeilen unmittelbar nach der Entscheidung über die Lex Häberlin geschrieben worden wären, dann wären sie ein Hymnus des Dankes und Jubels über das Wunder vom 24. September gewesen. Inzwischen hat jene Fest- und Sonntagsstimmung selbstverständlich wieder dem Alltag Platz gemacht und sind über der Welt im Ganzen wieder so dunkle Wolken aufgezogen, dass eine ruhigere und nüchterne Betrachtung dieses schweizerischen Ereignisses sich von selber ergibt.

Es bleibt doch ein Wunder. Denn wenn man die ganze geistige und politische Lage ins Auge fasste, konnte man nur in dem Glauben, der auch das Unwahrscheinliche, ja fast Unmögliche für möglich hält, daran festhalten, dass unserem Volke diese Schmach erspart bleibe, die einer moralischen Bankerotterklärung, einer Aufhebung der Schweiz gleichgekommen und eine Quelle von Fluch und Unheil geworden wäre. Auch muss man doch ehrlich gestehen, dass unser Volk und Land eine tiefe moralische Demütigung verdient hätten. Desto dankbarer sind wir, dass es anders gekommen ist und desto mehr empfinden wir diese Wendung als Geschenk und Gnade.

Das Allerbeste daran ist wohl, dass uns der tief erschütterte Glaube an unser Volk und seine Zukunft zurückgegeben worden ist. Das bedeutet ungeheuer viel. Denn wie aus Zweifel und Verzweiflung alle bösen, so steigen aus dem Glauben alle guten Geister auf. Unser Volk hat einer grossen Versuchung standgehalten.

¹⁾ Ich möchte diese Gelegenheit gern zu einer Entlastung des Gewissens benützen. Eine Reihe von Umständen hat es verschuldet, dass die Neuen Wege in ihrem letzten Hefte den Kampf gegen die Lex nicht so in den Mittelpunkt gerückt haben, wie es eigentlich am Platze gewesen wäre. Es hat uns das sehr leid getan; desto mehr aber freuten wir uns, dass unsere engern Gesinnungsgenossen — ich denke vor allem an die «Volkswacht am Bodensee» und an den «Aufbau» mit den ebenso gründlichen als glänzenden Artikeln von Gerwig und andern — dieses unser sehr unfreiwilliges Versäumnis reichlich wettgemacht haben.